

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 16 (1926)
Heft: 39

Artikel: Die Geschichte des Heinrich Lentz [Fortsetzung]
Autor: Huggenberger, Alfred
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-646103>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 15.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 39
XVI. Jahrgang
1926

Bern
25. September
1926

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst, gedruckt und verlegt von Jules Werder, Buchdruckerei, Bern
Redaktion: Dr. Hans Bracher, Muristraße Nr. 3 (Telephon Christoph 3142); Jules Werder, Neuengasse Nr. 9 (Telephon Bollwerk 3379)

Der Baum.

Von Ernst Oser.

Weitweg, in meiner Jugend Tal, Vor Jahren führte mich ein Tag Noch steht der Baum. Darunter saß
Nah' einem Hause, steht ein Baum. Zu jenem Baum. Noch weiß ich gut, Ich mit der Mutter einst beim Haus . . .
Heut' nicht sein Bild mit einemmal Wie meines Herzens banger Schlag Die Zeit, die Welt und Hast vergaß,
Mir zu in des Gedenkens Traum. Still werden ließ den Wandermut. Die Jugend lachte dort hinaus.
Und keh'r' ich wieder dort zum Baum, Dann wein' ich still und fasse kaum,
Dann sucht mein Blick des Hauses Tor, Wie viel des Glückes ich verlor . . .

Die Geschichte des Heinrich Lenz.

Von Alfred Suggenberger.

14

Sie geleitete ihn zur Wandbank hin und hieß ihn sitzen, worauf sie durch ein halbgeöffnetes Flügeln eine Weile hinauslief. Man konnte deutlich verwünschende Rufe, Flüche und Drohungen hören.

„Sei froh, daß du hinter dem Wind bist! Sie suchen die Baumgärten mit Laternen ab“, berichtete sie unter der Stimme. Dann ließ sie ihn ohne weiteres im Dunkeln allein und ging hinaus. Er hörte, wie sie die Kammertreppe hinaufstieg. Als sie nach ein paar Minuten wieder in die Stube trat, hatte sie ein sorgfältig zurückgeschraubtes kleines Küchenschälchen mit, das sie nun auf die mit dem Ofen verbundene niedrige Kunstbank hinstellte, indem sie es vorsorglich noch mit der Lehne einer danebenstehenden Stabell*) abblendete, worauf sie sich am oberen Ende des Tisches auf die Eckbank setzte.

„Er hat von allem nichts gehört“, sagte sie wie nebenbei. „Wenn ihn der Husten losläßt, kann er einschlafen wie ein Stoch. Sonst hat er es ungot die Zeit her.“

Heinrich wußte nichts darauf zu sagen. Eine vom Licht aufgeweckte Fliege summt in die wunderliche Stille hinein. Dann wieder hörte man nur das langsame Ticken der Wanduhr.

„Kannst du denn auch gar nie über die Bubenjahre hinauskommen?“ fragte sie nun mit eindringlichem Vorwurf.

„Es ist das letzte Mal gewesen. Ich bin jetzt fertig mit dem Zeug.“

Er sprach die Worte fast wie ein Gelöbniß aus. „Und wenn es nur dir zuliebe wäre“, fügte er ohne Arg hinzu.

„Mir zuliebe?“ Sie lächelte, scheinbar ungläubig, aber er merkte wohl, daß sie die kleine Schuldigung doch gern gehört hatte.

„Manchmal hab' ich gedacht, du tust alles mir zu leid“, fuhr sie nach einer Weile fort. „Aber weißt, gefreut hat's mich hin und wieder gleichwohl. Ich bin halt doch auf dem Lenzholz daheim. Der Konrad kann ja nicht alle Regentage ins Wirtshaus laufen, schon wegen dem Rauch; aber er hat doch heimgebracht, daß der Schneider Gerteis mit seinem geschliffenen Maul bloß ein Wacklappen sei gegen dich. Ich hab' es oft schier nicht glauben können. Wenn einer sonst tut, als ob er nicht auf viere zählen könnte! Wo hast du denn auch alles hergenommen?“

Ihre offenerzige Anerkennung tat ihm unendlich wohl. Aber er lief diesmal keine Gefahr, ins Prahlen zu kommen. „Es gibt halt so ein Wort das andere“, meinte er gelassen. „Und manchmal ist es mir ganz so gewesen, als säße mein Vater selig an einem Tisch hinter mir. Weißt, da gibt man sich Mühe.“

Es gab nun wieder eine kleine Pause. Da stand er unversehens auf, zog die Stuhllehne ein wenig von dem Kesseln zurück, um hierauf stillschweigend seinen Platz wieder einzunehmen.

„Wozu hast du jetzt das gemacht?“ fragte die nun vom schwachen Lichtschimmer Erreichte mit munterer Neugier. Sie schien ihn bereits durchschaut zu haben.

Er war etwas verlegen. „Die Zeit geht so schnell hin“, sagte er in leichter Bekommenheit. „Und ich möchte dich gern noch ein wenig in den Augen haben.“

*) Alter Stuhl mit Brettlehne.

Sie blickte eine Weile besinnlich vor sich hin, dann erhob sie sich mit einer raschen Bewegung und trat näher zu ihm her. „Jetzt mußt du mir aber etwas sagen! Ich habe schon viel an das gedacht. Warum hast du mich denn früher, halt da wir noch fast oder ganz Kinder waren, nie so recht von Herzen angesehen?“

„Wirßt du mir nicht böse werden?“ fragte er zögernd. Ihre Augen ruhten eine Sekunde lang erkennend ineinander, bis sie sich leicht abwandte mit dem bestimmten Befehl: „Ich will es jetzt einfach wissen!“

Er sah lächelnd in sich hinein: „Ich habe mir halt immer so dumme Gedanken gemacht. Die andern durften ja nichts merken. Und dann war es mir jedesmal, du mühtest auf den Glauben kommen, ich meine das kleine Mal auf deiner Wange.“

Sie schien ein wenig enttäuscht. „Gegen so etwas, das man auf die Welt gebracht hat, kann man nichts. Man kann sich bloß darüber ärgern. Du glaubst nicht, wie oft ich dieses Males wegen geweint habe und ganz unglücklich gewesen bin. Jetzt lach' ich über die Kinderdummheit.“ Sie drehte den Kopf schief gegen das Licht und fragte schnippisch: „Sieht man es überhaupt noch?“

Er stand auf und sah näher hin. „Man muß schon gute Augen haben“, stellte er gewissenhaft fest. „Und dein Haar, das ist jetzt auch wieder ganz so, wie's mir immer so gut gefallen hat. Halt ein bißchen eigensinnig, wie du selber bist.“

Er konnte der Versuchung nicht widerstehen, ihr mit zärtlich tastender Hand die paar verirrten Locken glättend aus der Stirn zu streichen. Und plötzlich zwang es ihn, ihr die Arme um Hals und Schultern zu legen und die leicht Widerstrebende an sich zu ziehen.

„Schickst du mich jetzt fort?“ fragte er glücklich und bedrückt zugleich.

„So ist's freilich nicht gemeint gewesen.“ Sie wollte das streng und ernsthaft sagen, aber sie brachte es nicht fertig. Und nun blickte sie lachend zu ihm auf. „Fortschicken? Jetzt nicht, aber bald — wenn du so einer bist...“

Da beugte er sich zu ihr hinab und küßte sie auf den Mund; er fühlte, wie ihre Lippen seinem lieben Willen nicht widerstrebten. Er zog sie neben sich auf die Bank hin, wo die beiden eine Weile aneinandergeschmiegt saßen.

„Wir zwei dürfen uns das schon zugut tun“, ließ sie sich jetzt leise vernehmen. „Du darfst drum nichts von mir denken. Nichts, nichts.“

Plötzlich richtete sie sich auf und machte sich vom ihm frei. „Weißt, es sind andere vor meiner Tür gewesen.“ Ihre Züge drückten Zorn und Verachtung aus. „Was die wollen, das habe ich nicht, wenn es mir auch der Herrgott schier verzeihen könnte. — Sogar der Radhofer hat sich nicht geschämt. So einer! Und weißt du, der kleine Senn, der Spleiß, der jetzt da im Dorf ist. Von Frau und Kindern weg sind sie gekommen. Aber keiner ein zweites Mal!“

Sie erhob sich und öffnete vorsichtig ein Fenster. „Ich glaube, du wärest jetzt sicher“, meinte sie. Sie schien wieder ihre ganze Ruhe erlangt zu haben.

„Darf ich nicht noch ein Viertelstündchen dasitzen?“ bat er eindringlich.

Ohne eine Antwort zu geben, holte sie das Lämpchen aus seinem Winkel, machte es etwas heller brennen und

stellte es auf ein auf dem Tisch liegendes Zeitungsblatt, worauf sie ihm gegenüber Platz nahm und die gefalteten Hände vor sich auf die nußbaumene Tischplatte hinlegte.

„Das Leben tut wunderliche Sachen“, sagte sie mit einem selbstverlorenen Lächeln. „Nicht alles ist recht, was es tut. Sonst wären wir vielleicht zusammengekommen. Ich darf es dir jetzt schon sagen: als Kind hab ich dich einmal gern gehabt. Dann lange nicht mehr so recht. Aber es ist wiedergekommen. Von da ab, wo du mir im Zellholz an den Weg gestanden bist. Ich Narr! Ein Blinder hätte ja in deine Ehrlichkeit hineinschauen können! Und es wär damals noch früh genug gewesen.“

Nach einer kleinen Stille fragte er kurz und bedrängt: „Ist es jetzt nicht mehr früh genug?“

„Wenn du warten kannst.“

„Warten will ich schon.“ Der Ton, in dem er das sagte, ließ keinen Zweifel an seinem festen Willen aufkommen.

Er stand auf und trat neben sie hin, indem er mit seiner kloßigen Hand ihr welliges Haar streichelte. Dann beugte er sich zu ihr hinab, und sie legte ihre Wange leicht an die seinige. „Weißt, das Mal mußt du jetzt von mir erben“, scherzte sie.

Und nun gestand er ihr auch, daß er heute nicht zum erstenmal nächtlicherweile vor ihrem Fenster gestanden, daß sein Herz schon lange darauf gebrannt habe, sich ihr zu erkennen zu geben, wohl oder weh.

Ohne etwas zu erwidern, stand sie auf und ging nach der Nebenkammer hinüber. Nach einer Weile kam sie mit einem alten Gebetbuch zurück, zwischen dessen Seiten sie ein vergilbtes Blatt hervorzog. Es war das Bildchen, das vor Jahr und Tag auf dem Lebtuchen aufgeklebt gewesen. Durch das Abnehmen etwas beschädigt, war der Spruch doch leserlich geblieben:

Wenn zwei Seelen sich erkennen,

Kann sie fürder niemand trennen.

Es tat ihm wohl, daß sie das einfältige Zeichen seiner Zuneigung in Ehren gehalten hatte.

„Das Rechte davon hab' ich halt gegessen“, scherzte sie, wurde aber dann plötzlich unsicher. „Jetzt mußt du gewiß fort!“ bat und befahl sie zugleich. „Es ist schon zu lange gegangen...“

Er gehorchte ihr augenblicklich, und sie führte ihn an der Hand durch den dunklen Hausgang hinaus.

„Darf ich wiederkommen?“ fragte er, während sie noch eine Weile eng aneinandergeschmiegt unter der Haustüre standen.

Sie überlegte es sich einen Augenblick. „Nur nicht bald“, beschied sie ihn dann. „Warten ist besser. Ich mag nicht in der Unruhe leben.“ Und er versprach ihr alles, was sie wollte.

Wie im Traum schritt er den Lenzenberg hinauf. Er tauschte dem verschlafenen Zirpen der Grillen und atmete wie ein Wunder den schweren Duft der da und dort auf den Wiesen liegenden Emdschöchlein ein.

Vor seinem Heimwesen in Lenzenholz stand er still und sah es sich in der Dunkelheit mit prüfenden Augen an. Das bescheiden in der Dorfreihe stehende Häuschen hatte bei aller Armut eine Besonderheit an sich, die schon des Lenzenmarti Stolz gewesen war: ein wunderliches Seiten-

giebelchen mit einem einzigen Buzenscheibenfenster. Unter diesem Fensterchen war an einem der gebräunten Riegelhölzer ein sauber ausgezacktes Brettstück angebracht mit der eingekerbten Jahreszahl 1763. Viele Leute fanden das Giebelchen hübsch, andere dagegen behaupteten unumwunden, das altmodische Ueberbleibsel nehme dem ganzen Dorf das Ansehen.

Heinrich wunderte sich im stillen, mit welcher Sorte es Sabine wohl halten würde. Er war in seinem Herzen bereit, das Giebelchen abbrechen zu lassen, wenn es ihr nicht gefiel.

Vierzehntes Kapitel.

Wartezeit.

Heinrich Lenz dachte in den nächsten Tagen und Wochen schwer darüber nach, wie wohl die zwei sauren Wörtchen „nicht bald“ am richtigsten auszulegen wären. Er hätte Sabine doch notwendig hierüber fragen sollen.

Die ersten zwei, drei Sonntage brachte er gut herum, indem er die halbe Zeit auf seiner Kammer saß und in alten Kalendern las, deren sein Vater in den letzten dreißig Jahren eine ganze Beige aufgestapelt hatte, und die ihm nun die Stunden der Langweile angenehm verkürzten, so wie sie ihm schon früher eine unverfälschte Quelle der Anregung und Unterhaltung gewesen waren. Er las auch gern die kurzen Randnotizen vorn auf den Monatsblättern nach. In einigen der ältern Jahrgänge gab es noch welche von der ungelenten Hand der Mutter, die einzelne kleine Begebnisse und Bilder aus ganz verschollenen Zeiten mit wunderlicher Leuchtkraft neu vor ihm aufleben ließen. Die verschiedenen kleinen Fehler in der Schreibweise störten ihn nicht sehr; er hatte es seinerseits auch nie ganz verstehen können, warum man zum Beispiel von zwei Wörtern das eine mit „f“ schrieb, das andere mit „v“, obschon einem doch beim Reden kein Unterschied in die Ohren klang.

Da hieß es unter anderm: „Dem Heirli von Batters grauem Rock ein Gestaltköslein gemacht, komt ihm Guth.“ Dann weiter unten: „Das Anetkli in die 6te Klasse gekommen. Beim Lerer gewesen wegen dem Uebernahmen.“

Ein paar Seiten weiter las er: „An die neue Kuh noch 200 Franken. Der Imfanger hatt 220 in den Zedel geschrieben. Auch ein Schlechter Hund.“ Und darunter: „Kuh gefalbert, Zwillinge gebracht. Das schönere draufgegangen, das andere noch munter.“

An dieses Kälbchen konnte sich Heinrich ganz gut erinnern. Es hatte Bläzli geheißt, war aber leider als halbjähriges Kind beim Weidgang an einem Apfel erstickt.

Was war das damals für ein Jammer und für eine Schwüle gewesen im Hause! Heinrich hatte ganz gewiß geglaubt, er werde nun nie mehr mit den andern Buben lustig sein und in Fischbergers Baumgarten Blindfuß spielen können. Annette war den ganzen Vormittag in einem Versteck auf der Winde gehockt, weil sie das Unglück durch ihre Unachtsamkeit verschuldet haben mußte. Die Mutter hatte fast in einem fort geweint, und wenn der Vater in die Küche kam, hatte er ihr zugeschrien: „Ja, plärr' jetzt noch! Das Geld für den Imfanger fällt dann aus dem Kämi*) herab.“

Wie Heinrich jetzt über diese Dinge eindringlich nach-

*) Rauchfang (Kamin).

dachte, kam ihm das halbvergeffene Sprichwort wieder in den Sinn, das er früher oft von einem Nachbar, dem Serger-Samuel, gehört hatte: „Die Armut frißt dem Glück



Albert Anker. — Die Großmutter.

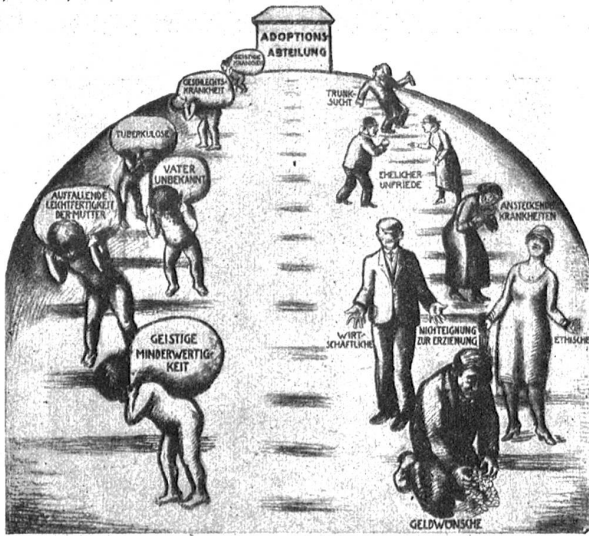
die Broden vorweg und tritt ihm die Zehen ab.“ Er ärgerte sich bitter darüber, in den letzten Jahren so wenig auf seine Sachen achtgegeben zu haben. Gewiß, das mußte nun anders kommen!

Fast immer war es der Gedanke an Sabine, der ihn aus seinen Träumereien in die Gegenwart zurückführte. Er machte sich dann ein liebes Anliegen daraus, in allen Räumen des alten Hauses mit weitgehender Sorge Umschau zu halten. Es ging ja gut an, daß Annette — wenn es erst einmal soweit war — mit ihren Siebensachen aus der von ihr belegten Nebenstube in die kleine Giebelkammer zog. Nur der große Doppellasten, den der Schreiner Lenz zurzeit bereits in Arbeit hatte, fand wohl in dem winzigen Raume keinen Platz.

Größere Sorge als das bereitete ihm die im stillen viel erdauerte Frage, wie er Annette einmal vom Gütchen loskaufen könne. Nun, wenn er von jetzt ab jeden Rappen scharf zusammenhielt, war gewiß auch da Rat zu schaffen.

Wenn es ihm zwischen den vier Wänden zu eng wurde, schlenderte Heinrich etwa aufs Feld hinaus, um nach dem kleinen Landbesitz zu sehen, wobei er immer den hintern Fußpfad durch die Baumgärten wählte, um nicht am „Rözli“ vorbeigehen zu müssen. Er machte allerlei Pläne, wie man da und dort ein Ackerlein durch gelegentliches Hinzukaufen eines Nachbargrundstückes vergrößern und damit das ganze Anwesen ein wenig stattlicher machen könnte. Daneben suchte er Hecken und Waldränder eifrig nach später Haselnüssen ab, deren er alle Taschen voll mit heimtrug. Denn er erinnerte sich gut daran, wie Sabine als

Kind eine wahre Leidenschaft für diese kleinen Knackdinge gehabt hatte.



Von der „Gesolei“ in Düsseldorf.

Ungeeignete Kinder. — Ungeeignete Eltern werden von der Adoption ausgeschlossen.

Am vierten Sonntag versuchte es Heinrich mit einem Kirchgang, in der leisen Erwartung, vielleicht in Schönen flüchtig mit Sabine zusammenzutreffen. Aber sie war leider nirgends zu entdecken. Die ganze Zeit, selbst während der Predigt, konnte er die heimliche Frage nicht loswerden, mit welchen Gedanken sie wohl seinerzeit neben dem alten Mann dort beim Taufstein gestanden habe...

(Fortsetzung folgt.)

Die Gesolei.

Ausstellung für Gesundheitspflege, soziale Fürsorge und Leibesübung in Düsseldorf, 1926.

Man unterstreiche bei den Bezeichnungen der drei Teilgebiete der Düsseldorfer Ausstellung die erste Silbe, und dann hat man den Schlüssel für das Rätselwort Gesolei. Die reiche Kunststadt Düsseldorf ist dieser Ausstellung wegen diesen Sommer der Wallfahrtsort nicht bloß der Deutschen, sondern auch vieler Hunderttausender von Wißbegierigen und Schaulustigen aus aller Welt. Die „Gesolei“ ist in der Tat eine internationale Sehenswürdigkeit ersten Ranges. Wen es interessiert zu sehen — nein, nicht bloß zu sehen, sondern zu erleben, wie weit es die Deutschen trotz Kriegsnot und Nachkriegsnöten als Kulturvolk gebracht haben, der muß nach Düsseldorf fahren.

Es war für die Stadt Düsseldorf trotz ihrer bekannten guten Tradition in Ausstellungsdingen schwer, ein ausstellungsfähiges Teilgebiet zu finden, das nicht schon irgendwie behandelt worden wäre, sei es in einer Weltausstellung oder einer nationalen oder lokalen Ausstellung. Man einigte sich zuletzt auf das Thema „Der deutsche Mensch“ und kam so auf die drei Teilgebiete: Gesundheitspflege, soziale Fürsorge und Leibesübung. Die Ausstellungsleitung legte in ihrer Zielsetzung das Hauptgewicht auf das Volkserzieherische der Veranstaltung. Die Gesolei soll dem deutschen Volke zeigen, wer es ist, was es erreicht und was es noch zu erreichen hat; denn auch die Lücken seines Kulturbestandes sind aufgezeigt, und Zukunftsziele sind angedeutet. Die Ausstellung soll das Selbstbewußtsein des deutschen Volkes heben und soll ihm neuen Mut und neue Impulse zum Weiterstreben verschaffen. Sie wird darüber hinaus zweifellos auch anspornend auf andere Völker einwirken, die nicht hinter den Deutschen zurückbleiben möchten. Das deutsche Beispiel hat je und je auf uns Schweizer starken Eindruck

gemacht; so werden auch zahllose Politiker, Soziologen, Techniker, Ärzte, Lehrer, Beamte usw. aus der Schweiz nach Düsseldorf reisen, um sich dort Anregungen für ihr Wirken in der Heimat zu holen.

Alle Besucher der Ausstellung betonen den überwältigenden Eindruck, den die neue, oft überraschend originelle Darstellung auf sie gemacht hat. Die Ausstellungsleitung hatte nämlich den glücklichen Gedanken, Pädagogen, Künstler und Techniker zu einer Arbeitsgemeinschaft zusammenzurufen, und so entstanden dann die instruktiven und unterhaltlichen Dioramen mit Farben- und Lichteffekten, die interessanten Modelle mit Bewegungserrscheinungen und dergleichen, die dem Ausstellungsbesucher auf den ersten Blick imponieren und einleuchten.

Wie diese Darstellungsmethode im Einzelnen gemeint ist, mag an einigen Beispielen gezeigt sein.

In der Abteilung Gesundheitspflege steht der Rundbau „Der durchsichtige Mensch“. Dort sind nach dem Verfahren von Professor Spalteholz hergestellte Präparate zu sehen, die einen solch naturgetreuen Einblick in die Anatomie des Körpers vermitteln, wie man dies bisher noch nie erlebt hat. Da ist zum Beispiel ein „durchsichtiges“ Gehirn, das alle Gefäße mit wunderbarer Deutlichkeit erkennen läßt. In der daneben gezeigten hygienischen Lehrmittelschau werden Fachmann und Laie die Fortschritte der Deutschen auf diesem Gebiete erkennen. Durch Verteilung der Einzelaufgaben auf die Städte des Landes war es möglich, für ein Spezialgebiet immer die bestmögliche Darstellung zu schaffen. So hat zum Beispiel die Stadt Mannheim die Erfolge systematischer Pockenbekämpfung verbildlicht; eine andere zeigt vielleicht eine Musterkrankentransport- und Unfallstation, wieder eine andere das brauchbarste Verfahren für die Abfallstoffbeseitigung. Die räumlich größte Gruppe und für den Techniker wohl interessanteste ist die für „Wohnung und Siedlung“. Eine Sondergruppe „Wasserversorgung“ stellt für alle denkbaren Fälle die gegebenen Einrichtungen in Bild und Modell vor die Augen des Besuchers. Den wissenschaftlichen Glanzpunkt der Gruppe Gas- und Elektrizität bildet die lichttechnische Ausstellung von Professor Reichmann, Karlsruhe. Sie zeigt in Musterbeispielen die hygienische Seite der verschiedenen Beleuchtungsarten. Im Zusammenhang mit dieser Schau steht ein Kuppelsaal für Vorführungen mit dem von Tomas Wilfred erfundenen Farbenklavier. In der Halle „Krankenhaus“ wird ein mit den neuesten technischen Einrichtungen ausgestattetes Krankenhaus gezeigt. Be-



Von der „Gesolei“ in Düsseldorf.

Ein zu großer Bezirk verwirrt Kopf und Herz der Pflegegeschwestern.

sonders behandelt wird die Lichtbehandlung und die Röntgenkunde.